



Romantisches

Walzel, Oskar

Bonn, 1934

deutsche Beredsamkeit

[urn:nbn:de:hbz:466:1-99238](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-99238)

das Wort tiefern Sinn, klingt das ganze Leben durch jede einzelne Empfindung, werden in jedem einzelnen Menschen unendlich viele angerebet, die bürgerliche Gesellschaft, ja Gott.

Diesen heiligen Nebensinn in den Worten totzuschlagen, hat man Akademien errichtet. Weil unsere deutsche Sprache sich nicht derart abtöten läßt, sind die Deutschen zu einer höhern Beredsamkeit berufen als die Franzosen. (Das ist schärfer als die Wertung der Akademien in den Vorlesungen über das Schöne.)

Doch auch die „ästhetischen Spielereien eines neumodischen Apostels der Religion“ — gemeint ist Chateaubriand — lehnt Müller (wie auch auch F. Schlegel) ab. Er nennt sie „Kunstfäseleien über die Religion“. Er selbst habe früh erkannt, daß er der göttlichen Dinge nicht entbehren könne, gerade weil er die irdischen mit tüchtiger Absicht behandelte. Bitter verhöhnt er die „lahmen, hinsterbenden, geistlosen Wissenschaften, die immer noch mit ihren Fortschritten prahlen, während das praktische Leben für dessen Nutzen sie zu arbeiten vorgeben, mehr und mehr in Staub zerfällt“. Die von Gott entblößten Staatswissenschaften retten nicht den Staat, die Erfindungen der Naturwissenschaften bereichern ihn nicht, die Finanzwissenschaften greifen den Finanzen nicht unter die Arme, die Fortschritte der Philosophie erklären nicht das Rätsel der Welt, beruhigen nicht das Herz. (Mancher stimmt heute solcher Verurteilung der Wissenschaft zu.)

Um so höhere Hoffnungen setzt Müller auf deutsche Beredsamkeit. Er weiß, wie sich die deutsche Sprache im letzten halben Jahrhundert gebildet hat, weiß, wie nur die deutsche Sprache das Rechte empfunden, aus den Tiefen der Seele, aus den geheimnisvollen Wohnsitzen des Heiligen Kommende auszudrücken vermag. Dieser Sprache fehle nichts, als daß sie gesprochen werde. Allein glücklicherweise neige sich die Herrschaft der Feder ihrem Ende zu. Nicht Buchstabe noch Geld würden unsere Staaten retten, sondern das lebendige Wort und die lebendige Tat.

Die Vorlesung gipfelt in einer Lobrede auf den Dichter und Freund der deutschen Romantiker in Wien, auf Heinrich von Collin; er war kurz vorher gestorben. Müller erblickt in ihm ein deutsches Talent der Beredsamkeit, verwandt mit Schiller und gleichfalls mehr ein Redner als ein Dichter.

Indem Schiller hier als Redner bezeichnet wird, klingt eines der wichtigsten Motive der Vorlesungen über das Schöne an. Mehr als je ist Müller diesmal geneigt, seine Lieblingsvorstellungen immer wieder auftreten zu lassen. Vor allem die eine, die gleichfalls in der

Schrift über das Schöne sich vorbereitet: Das Recht einer Behauptung zu erweisen, muß vorher das Recht des Gegenteils stark betont werden. Das ist ja ein Wesenszug seiner Lehre vom Gegensatz, wie sie sich fortschreitend immer klarer entwickelt hatte. Wird ihm doch jetzt zum Kennzeichen des wahren Redners, zuerst die Antithese zu vertreten und dann erst die These. So erörtert die vierte Vorlesung zuerst die Poesie und dann erst die Beredsamkeit. Er selbst fühlt sich als Redner und nicht als Dichter. Aber er ist (S. 85) überzeugt, daß er seine Kunst nicht höher ehren kann, als indem er ihr Gegenteil anerkennt. Rednerische Gerechtigkeit sei gerecht auf männliche, kämpfende Weise, indem sie sich selbst widerstrebt, und wird in jedem einzelnen Augenblick Gegengewicht, ja Gegengift für das Unrecht. Poetische Gerechtigkeit freilich sei gerecht auf göttliche Weise, die Gerechtigkeit ist ihr ruhiger Zustand; von ihr lernt man gerecht sein, man lernt Gemütsverfassung der Gerechtigkeit.

Nach solchem Grundsatz ist das Ganze dieser Vorlesungen aufgebaut. Um zuletzt der deutschen Beredsamkeit den Sieg zu schaffen, bringt auf langer Strecke Müller viel vor, was der deutschen Beredsamkeit ungünstig ist. Gleich im Vorwort stellt er das „unbequeme Verhältnis“ des Deutschen zur Sprache dem bequemen, „schwebenden“ des Franzosen gegenüber. Nur Goethe habe erreicht, was die Franzosen besitzen. „Das eigentlich Charakteristische in Goethe ist sein Gleichgewicht mit der Sprache...; er hat alles ausgesprochen, ausgeschrieben, ausgedrückt, was er gedacht und begehrt und empfunden“ (S. 15). Die zweite Vorlesung preist dies „harmonische Zueinandergreifen“ des Sprachausdrucks der Franzosen und betont zugleich, wie es bei den Deutschen durcheinanderwirble gleich dem Gesang der Vögel im Walde. Müller huldigt zwar zugleich dem musikalischen Genius der Deutschen. Doch das harmonisierende Element der deutschen Musik vermißt er im Gespräche der Deutschen. Ausdrücklich lehnt Müller, getreu seinem Urteil über französische Geistigkeit, die Annahme ab, im Geist der französischen Konversation liege an und für sich etwas, was der Ergründung der Dinge in ihrer Tiefe, dem Haften und Beharren an ernsten Bestrebungen des Geistes ungünstig sei (S. 35). Er muß da sogar Goethe widersprechen.

Das stimmt überein mit Müllers altem Grundsatz vermittelnder Kritik. Die fünfte Vorlesung, „Vom guten Geschmack“ überschrieben, fordert in gleichem Sinn Gerechtigkeit gegen den poetischen Shakespeare und gegen den rhetorischen Racine (S. 108). Vielmehr will Müller ebenso Homer und Shakespeare, die „aus dem mütterlichen